



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Neue historische Schriften.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

haltlos und unphilosophisch als unplastisch, sie haben ebensowenig Inhalt als Farbe. Was die Religion betrifft, wollen wir es also lieber mit der alten Ueberlieferung halten, und wenn wir speculiren, wollen wir auf eigne Hand speculiren, ohne die Dogmatik ins Spiel zu ziehen; das eine wird durch das andere nur verwirrt.

Und was den Dichter betrifft, so möge er sich an den individuellen Fall halten, den er voller Lebendigkeit anschaut und in seinen innern Motiven übersteht. Wir wollen Dante und Milton verehren, denen der religiöse Inhalt ihrer Zeit Stoff zu Götterbildern bot, aber wir wollen ihnen nicht nachahmen, denn uns fehlt dieser Stoff. Am wenigsten aber kann uns diese Methode genügen, die allerlei empirisch angeschaute Episoden zusammenstellt und durch blasse Nebelbilder den Schein einer höheren Weihe darüber zu verbreiten sucht. Kräftige und gewaltige Menschen zu schildern wird unsre Zeit noch immer im Stande sein, denn sie ist noch im Stande, sie hervorzubringen; welchen Namen ihnen dann der Dichter beilegt, wird ziemlich gleichgiltig sein, denn das Aushängeschild thut nichts zur Sache. Wenn er von einer Person nichts weiter zu geben weiß, als altkluge Redensarten, so wird es ihm nichts helfen, wenn er diese Person Lucifer oder Agathodämon tauft, denn dem Dichter wird nur angerechnet, was er wirklich darstellt.

Neue historisch-politische Schriften.

Geschichte der Entstehung und Ausbildung des Kirchenstaats. Von Samuel Eugeheim. (Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen gekrönte Preisschrift.) Leipzig, Brockhaus. —

Der Zweck des Verfassers und die Grenzen, die er sich bei seiner Aufgabe gesetzt hat, ergeben sich bereits aus dem Titel. Es handelt sich hier nicht um eine Geschichte des Papstthums in welthistorischem Sinne, wo man Rom als Centralpunkt der Strömungen und Gegenströmungen des öffentlichen Geistes aufzufassen hat, sondern um die Geschichte eines localbegrenzten Fürstenthums, welches nur das Eigenthümliche hatte, daß es wegen seiner kirchlichen Natur durch die allgemein europäischen Bewegungen fortwährend bedingt und modificirt wurde. Es handelt sich ferner nicht um ein Lesebuch für das größere Publicum, sondern um ein streng wissenschaftliches Werk. In letzterer Beziehung genügt es für den Zweck dieser Blätter, auf die Anerkennung hinzuweisen, welche dem Verfasser von einer gelehrten Gesellschaft zu Theil geworden ist. Das Werk macht dem deutschen Fleiß und der festgegründeten Methode der wissenschaftlichen Forschung Ehre. Es ist in der Ordnung, Sich-

tung und Kritik des Materials alles geleistet worden, was nach den vorhandenen Vorarbeiten dem Verfasser möglich war.

Wir müssen hier einen andern Gesichtspunkt festhalten. So sehr sich der Verfasser innerhalb der Grenzen strenger Wissenschaftlichkeit und einer bestimmten monographischen Untersuchung zu halten bemüht, so macht es doch der Gegenstand unmöglich, alle Beziehungen zur welthistorischen Bedeutung des Papstthums auszuschließen. Da ohnedies die Form nicht schwerfällig ist, im Gegentheil anschaulich und subjectiv belebt, so wird auch ohne Zweifel das größere Publicum davon Notiz nehmen, und es ist daher nöthig, den Sinn festzustellen, in welchem der Verfasser die Geschichte des Papstthums aufgefaßt hat.

Zunächst bemerken wir, daß von jener bezaubernden, aber gefährlichen Objectivität, an welche uns Ranke bei diesem Gegenstand gewöhnt hat, keine Rede ist. Im Gegentheil spricht der Verfasser überall sein Urtheil unverhohlen und sogar mit einer gewissen Schärfe und Bitterkeit aus. Als Probe wollen wir das Urtheil über die bekannte Entscheidung anführen, welche Papst Zacharias dem Hausmeier Pipin, der die Königswürde usurpiren wollte, ertheilte. „Eine frechere Verhöhnung der Legitimität, des göttlichen Rechts der Gesalbten, durch einen noch dazu zu den Heiligen der katholischen Kirche zählenden Stellvertreter Christi auf Erden, als die in Rede stehende, kennt die Geschichte nicht; drängt sich uns doch unwillkürlich die Frage auf: wenn Weichlichkeit und Unthätigkeit des Monarchen Kronenraub rechtfertigen können, hätte da nicht die große Mehrzahl der Könige und Fürsten der Jahrhunderte, die hinter uns liegen, durch ehrgeizige Premierminister mit demselben Juge und Recht vom Throne gestoßen werden dürfen, wie Chlodwig III.? Der mag nicht wenig erstaunt gewesen sein, als er eines schönen Märzorgens im Jahre 752 mit seiner Ochsenpost vor den zu Soissons versammelten Großen des Reichs erscheinen und dort die Neuigkeit erfahren mußte, daß er, Enkel Chlodwigs, des großen Gründers der fränkischen Monarchie, mit Unrecht die Königskrone trage und sie, nach dem Ausspruche des Stellvertreters Christi auf Erden, von Rechtswegen seinem seitherigen ersten Beamten überlassen müsse! Diesem vom heiligen Papste Zacharias gefällten Gottesurtheile zufolge spendete der heilige Bonifacius, der Deutschen Apostel und Pipins guter Freund, im Auftrage des erstern dem Usurpator mit eignen geweihten Händen die königliche Salbung (also zwei Heilige, die aus Nützlichkeitsgründen einen Krondiebstahl legitimirten!) die jenem und wol auch der Mehrheit der Nation jedoch nicht genügte, um seiner falschen Münze das Gepräge der echten zu geben.“

Wir haben diese Stelle angeführt, um zu zeigen, wie wenig der Verfasser sich scheut, in seinem Ton den gewöhnlichen Traditionen der bisherigen

Geschichtschreiber zu widersprechen. Wenn es ihm auch bisweilen begegnet sein mag, in dem Eifer zu weit zu gehen, so können wir doch im allgemeinen diese entschiedene Rücksichtslosigkeit nur billigen, da die Geschichtschreibung ihren Beruf nur halb erfüllt, wenn sie den Menschen daran gewöhnt, alles Thatsächliche ohne Unterschied aufzunehmen und zu ertragen. Herr Eugenheim läßt sich von dem Schimmer der Heiligkeit, den geschickte Sophisten über die Entwicklung der Kirche gebreitet haben, niemals blenden, aber ebensowenig verschließt er sein Auge der wahren Größe. Diejenigen Päpste, welche ihren großen Beruf ernst, würdig und consequent auffaßten, wie Gregor VII., Innocenz III. u. s. w. werden mit gebührender Bewunderung besprochen, auch wo der Verfasser auf ihre Ideen nicht eingehen kann. Nur in einem Punkt scheint er nicht immer die nöthige Vorsicht beobachtet zu haben; er bringt nämlich die spezifische Verschiedenheit des italienischen Volkscharakters von dem unsrigen nicht gehörig in Anschlag. Als Beleg führen wir das Urtheil an, das er über Cola Rienzi fällt. „Daß er nichts weniger als ein wahrhaft großer, sondern nur ein ganz gewöhnlicher Mensch war, offenbarte er am auffallendsten darin, daß er den gemeinen Fehler aller gewöhnlichen, über das Niveau der Alltäglichkeit sich nicht oder nur sehr wenig erhebenden Sterblichen in hohem Grade theilte. Er vermochte nämlich das Glück nicht zu ertragen, war überhaupt nur eine sonderbare Mischung von Kenntnissen, Beredsamkeit, Enthusiasmus, Eitelkeit, Mangel an Menschenkenntniß, Wankelmuth und Feigheit, also durchaus kein Charakter, mithin wol im Stande, eine gewaltige Bewegung der Geister zu entzünden, aber nicht, sie zu erhalten. Denn Umwälzungen, politische, kirchliche wie sociale, bedürfen zu ihrem dauernden Triumphe weitmehr großer Charaktere, als großer Helden der Rednerbühne, der Koryphäen der Wissenschaft, die eine flüchtige Begeisterung wol anzufachen, aber weder zu erhalten noch zu lenken, zu benutzen verstehen; auch Deutschlands jüngste Vergangenheit hat das zur Genüge bewiesen. Cola, dessen ganze Erscheinung der eines Komödianten glich, der auf einige Stunden mit Flitterstaat behängt sich spreizt in seiner Pseudomajestät, wurde sehr bald trunken durch sein außerordentliches Glück. Er umgab sich und die Seinen mit ungeheurem Prunk, mit Ehrenzeichen, die das Volk einem Emporkömmling noch weniger vergibt, als den Mißbrauch der Macht selbst, den er sich auch in nicht geringem Maße, namentlich durch Erhebung und Bereicherung seiner Verwandten, zu Schulden kommen ließ, verschleuderte daneben die öffentlichen Gelder in unsinnigen Zechgelagen und Festlichkeiten“ — u. s. w.

Diese Darstellung würde weniger hart aussehen, wenn der Verfasser den römischen Volkstribun als das aufgefaßt hätte, was er wirklich war, als den vollendeten Ausdruck des römischen Volksgeistes, der mit seinem auf unbe-

stimmte Erinnerungen gestützten Idealismus, mit seinem unklaren und unbeständigen Wollen, so sehr wir in einzelnen Punkten mit ihm sympathisiren, dennoch kein Recht und keine Macht hatte, gegen die concreten historischen Mächte, gegen das Papstthum und gegen das entwickelte Militärsystem Italiens. In Rienzi kam zur idealen Erscheinung, was sich als inhaltlose Gährung überall im Volke regte; und wenn wir ihm Recht widerfahren lassen wollen, so dürfen wir nie außer Acht lassen, daß Schwärmerei und theatralisches Wesen überall hart aneinandergrenzen und daß bei einem Volk von leicht erregbarer Phantasie und unreifer sittlicher Bildung das Uebergehen des einen in das andere sich schwer vermeiden läßt. Bei der großen Begabung des italienischen Volkes, bei seiner productiven Einbildungskraft und seinem kalt zersetzenden, unerbittlichen Verstand, beides Eigenschaften, in denen ihnen kein anderes Volk gleichkommt, fehlte ihm doch die gemüthliche Mitte: wo das eine anfing, hörte das andere auf; und so gewannen die schönsten und blendendsten Erscheinungen keine sittliche Consistenz, keine concrete Gestalt. Wenn man diese Charakterzüge im allgemeinen zugibt, wird man die einzelnen Fälle milder beurtheilen, als der Verfasser thut.

In dem Hauptzwecke seines Werkes, in der Darstellung der allmäligen Bildung des Kirchenstaats bis zu der Periode, wo er die gegenwärtige Gestalt gewann, ist der Verfasser durchaus correct, und so begrüßen wir sein Buch als eine wesentliche Bereicherung der historischen Literatur. —

Die ersten Amerikaner im Westen. Für die reifere Jugend und das Volk bearbeitet von Dr. Franz Kottenkamp. Stuttgart, Schmidt und Spring. —

Ein sehr anziehendes und nütliches Buch, das wir mit großer Befriedigung anzeigen können. Es besteht aus zwei Haupttheilen; der erste umfaßt die Gründung Kentuckys durch kühne Hinterwäldler; der zweite den großen Indianeraufstand unter Tecumseh. Die Darstellung ist, wie es für den Zweck des Buches nothwendig war, sehr ausführlich und detaillirt; sie gibt nicht einen historischen Abriss, sondern eine lebendige und anschauliche Schilderung, wie man sie sonst nur in historischen Romanen gewohnt ist. Solche Bücher, namentlich wenn sie populär gehalten sind, können auf unser Urtheil über die amerikanischen Verhältnisse nur sehr segensreich einwirken; denn so groß der Umfang der amerikanischen Literatur bereits angewachsen ist, so machen sich doch sehr erhebliche Lücken darin fühlbar. Abgesehen von den Touristen, die Amerika bereisen und sich im ganzen von dem ersten zufälligen Eindruck bestimmen lassen, und von den Handbüchern, die für einen bestimmten praktischen Zweck geschrieben sind, namentlich zur Belehrung der Auswanderer, waren unsere Quellen für die Kenntniß Amerikas theils die historischen Romane, die der Einbildungskraft einen zu großen Spielraum verstatteten, theils die

historisch-politischen und statistischen Werke, die sehr bald in die Manier der europäischen Geschichtschreibung übergangen und das vermiffen ließen, was bei einer Auffassung vollständig neuer Zustände das wichtigste ist, nämlich die detaillirte und in bestimmten Erscheinungen sich entwickelnde Schilderung der sittlichen Zustände. Das Urtheil schwankt bei uns, namentlich in Deutschland, fortwährend zwischen zwei Extremen. Entweder ruft der Verdruß über die eigenen Verhältnisse einen überspannten und krankhaften Idealismus hervor, oder der Contrast der ungemüthlichen amerikanischen Sitten gegen unsre süße Gewohnheit des Daseins verleitet zu einem wegwerfenden Urtheil, das um so dreister auftritt, da niemand die Thatfachen wegleugnen kann. Sklaverei, Sektenswesen, demokratische Rohheit, Eigennuß und Verwilderung, nüchterne Berechnung und tollkühne Schwindelei u. s. w., das alles sind Erscheinungen, die uns in Amerika zu häufig begegnen, als daß wir die relative Berechtigung eines solchen Eindrucks wegleugnen könnten. Namentlich die östlichen Staaten Amerikas machen, so jung sie sind, auf uns häufig den Eindruck einer bereits recht greisenhaften, in Verwilderung übergegangenen Cultur. Für die praktische Frage, ob in jedem individuellen Fall die Auswanderung zu empfehlen sei oder nicht, ist dieser Eindruck auch vollkommen ausreichend. Wer nicht im Stande ist, seinen sittlichen Ueberlieferungen vollkommen zu entsagen, der bleibe der neuen Welt fern. Aber wenn wir uns historisch versinnlichen wollen, wie diese neue sittliche Welt entstanden ist, und was für uns noch wichtiger sein muß, auf welche Lebenskraft man daraus schließen darf, so genügt der unmittelbare Eindruck keineswegs. Nun gibt es aber keine so charakteristischen Momente für die Kenntniß des amerikanischen Charakters, als die Entstehung neuer Ansiedlungen im Urwald und im Kampf mit den Indianern. Wir lernen daraus nicht blos die physischen Umstände würdigen, welche der Thätigkeit des amerikanischen Geistes eine bestimmte Richtung gaben, sondern wir erkennen daraus auch, was so häufig mißverstanden wird, daß bereits ein vollständig ausgeprägter nationaler Charakter in der amerikanischen Volke vorhanden ist; ein Charakter der höchsten Productivität und Elasticität, der, wenn seine Aufgabe im Innern vollendet sein wird, nach außen hin zu den außerordentlichsten Eroberungen berufen ist. In der Bewunderung dieser großen und schöpferischen historischen Kraft wird sich dann auch die Antipathie des unmittelbaren Eindrucks leicht verlieren. — Die Geschichte Daniel Boones, des ersten Ansiedlers in Kentucky, gibt einen höchst charakteristischen Beleg für diese Productivität, und bei der anschaulichen Ausführlichkeit, mit der sie behandelt ist, werden wir zu sehr in die Mitte der Ereignisse versetzt, um noch Nebengedanken Raum geben zu können. Wir wünschen lebhaft, daß recht viele Episoden der amerikanischen Geschichte auf diese Weise dargestellt werden; sie würden für unsre Bildung nützlicher sein, als ein übrigens so vorzügliches Werk wie die Geschichte von Bancroft, das aber über

der eigentlichen Politik die culturhistorische Grundlage der Geschichte zu sehr vernachlässigt; selbst nützlicher als die geistvollen Untersuchungen Tocquevilles, in denen wir über der Reflexion doch nicht zur rechten Anschauung kommen. —

Deutsche Geschichtsbibliothek oder Darstellungen aus der Weltgeschichte für Leser aller Stände. Unter Mitwirkung verschiedener Gelehrten herausgegeben von Dr. D. Klapp. Dritter Band. Hannover, Rümpler. —

Das Werk verändert mit dem vorliegenden Hest einigermaßen seine Gestalt, aber nur, um dem ursprünglichen Plane strenger nachzukommen als bisher geschehen ist. Die beiden ersten Bände des Unternehmens, die uns jetzt vollständig vorliegen, enthalten nämlich außer den kleinern Aufsätzen eine fortlaufende Geschichte des ersten Kreuzzuges, die sich durch sämtliche Hefte durchzieht. Schon bei der ursprünglichen Erscheinung in Heften hatte das den Uebelstand, daß man niemals zu einem rechten Abschluß kam, und noch wunderlicher sieht es jetzt aus, wo mitten im Bande die fortlaufende Geschichte durch anderweitige kleine Aufsätze unterbrochen wird. Wir billigen daher die Absicht der Redaction, von jetzt an nicht mehr eine längere Arbeit zu geben, sondern nur kleine Aufsätze. Die mittlere Stellung, die das Werk zwischen einer Zeitschrift und einem Buch einnimmt, und damit auch die Popularität des Unternehmens wird dadurch nur gefördert werden. — Bekanntlich erscheint der Band von 24 Bogen in 4 Heften zum Preise eines Thalers.

Wir haben uns bereits früher dahin ausgesprochen, daß wir mit der Auswahl der dargestellten Begebenheiten, vorzüglich aber mit dem Ton und der Haltung einverstanden sind. Es ist den Herausgebern, soweit man überhaupt bei einer solchen Tendenz auf Befriedigung rechnen kann, gelungen, Anschaulichkeit und Gedrängtheit auf zweckmäßige Weise zu verbinden. Der Zweck der Sammlung verbietet allen gelehrten Apparat; es versteht sich aber von selbst, daß er nur dann erreicht werden kann, wenn die Aufsätze von Männern geschrieben werden, die diesen Apparat für sich bereits vollständig überwältigt haben. Zwar muß sich das für den Kenner aus der Darstellung selbst ergeben, indessen wäre doch die Frage, ob die Redaction nicht zweckmäßiger daran thäte, die Verfasser der einzelnen Artikel zu nennen.

Das gegenwärtige Hest enthält drei Artikel: eine Biographie von Leibnitz, natürlich ohne alles Eingehen auf seine philosophischen und eigentlich gelehrten Bestrebungen; die Thronbesteigung der Kaiserin Katharina II. von Rußland und die Reunionen Ludwigs XIV. Alle drei sind gut erzählt und erregen schon durch ihren Inhalt das Interesse auch des größeren Publicums.

Da die Sammlung von Unternehmungen ähnlicher Art, die meist von einer bestimmten Tendenz ausgehen, wesentlich verschieden ist, und mit ihrer Haltung einem lebhaft gefühlten Bedürfnis entspricht; da ferner Werke ähn-

licher Art dazu beitragen, die schlechte, verwerfliche und entnervende Lectüre, die leider bei dem großen Publicum noch immer vorherrschend ist, zu verdrängen, so können wir dem Unternehmen nur einen gedeihlichen Fortgang wünschen und werden nicht verfehlen, von Zeit zu Zeit weiteren Bericht darüber abzustatten. —

Geschichte des Volkes Israel von Vollendung des zweiten Tempels bis zur Einsetzung des Makkabäers Simon zum hohen Priester und Fürsten. Von Dr. B. Herzfeld. Erste Lieferung. Nordhausen, Büchting. —

Das vorliegende Werk, welches in 6—7 Lieferungen erscheinen soll, schließt sich an die Geschichte des Volkes Israel von der Zerstörung des ersten Tempels bis zur Vollendung des zweiten Tempels von demselben Verfasser an und soll zugleich das große Geschichtswerk von Jost ergänzen. Soweit wir nach der ersten Lieferung urtheilen können, ist die Methode der Kritik, deren sich der Verfasser bedient, nicht die unsrige. Er macht es wie die Pragmatisten der frühern Zeit: im allgemeinen nimmt er die Uebersetzung als historisch an, scheidet aber als unhistorisch dasjenige aus, was zu dem Uebrigen nicht recht stimmen will und combinirt dann die Quellen seines eignen Volks mit den Quellen der übrigen Weltgeschichte ziemlich nach Gutdünken. So hat er gleich zu Anfang dieser Lieferung den Ahasverus, den Gemahl der Esther, zum König Xerxes gemacht, und erzählt nun, was er aus dem alten Testament wie aus den griechischen Geschichtschreibern an diese Zeit anknüpfen kann, wie eine fortlaufende Reihe von Thatsachen, obgleich der sagenhafte Charakter jener Geschichte auf der Hand liegt. — Eigenthümlich ist es, wie er die Reformen Esras auffaßt. „Vielleicht war niemals in Israel ein günstigerer Zeitpunkt vorhanden, in seiner Religion eine höhere Stufe zu ersteigen, . . . ein damaliger Reformator konnte nicht verfahren wie ein heutiger, hierzu würden ihm die Evolutionen des Geistes von 2—300 Jahren, sowie seinem Volk das Verständniß und die Empfänglichkeit gefehlt haben. Aber er konnte als ein treuer Jünger der früheren Propheten den Opfercultus bedeutend schwälern und umgestalten, nachdem die vorzüglichsten Ideen, welche dieser pflegen sollte, Gemeingut geworden waren . . . Auf diese Weise würde er haben das nicht mehr Nöthige ausscheiden, dem noch Brauchbaren entsprechendere Formen geben, wie sie das veränderte und reicher entfaltete Leben verlangte, und alle Lücken aus der frischen Quelle seines Geistes ausfüllen können. Es wäre ein leuchtend Beispiel in Israel gewesen, daß sein Gesetz wie seine Lehre der Entwicklung angehöre, den Zeiten und Verhältnissen Rechnung trage, ehrlich, offen aus dem innersten Geiste des Judenthums heraus, nicht mit zähem Widerstreben und erbarmungslos feilschend, oder von überwältigenden fremden Einflüssen, denen hinterher ein jüdischer Ursprung angetüncht wurde. Wäre es doch damals ge-

sehen, als es noch geschehen konnte! Wahrscheinlich wäre dann der Judenthum das Christenthum erspart worden.“ — Diese rationalistische Zerfetzung historischer Kräfte ist dem Sinn der Geschichte entgegen. — Uebrigens ist in dem Buch viel Material zusammengedrängt und wir werden bei der Fortsetzung noch einmal darauf zurückkommen. —

Der Einfluß der herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts auf den Staat.
Von Baron Joseph Götvös. Aus dem Ungarischen. 2 Theile.
Leipzig, Brockhaus. —

Wir haben es hier mit einem sehr bedeutenden Buche zu thun, das in dem weiten und umfassenden Gewebe seiner Dialektik zwar manche Schlußfolgerungen enthält, denen wir nicht beipflichten können, oder bei denen uns die Beziehung wenigstens zweifelhaft erscheint, das aber überall voller Gehalt ist und uns durch die neuen Wendungen, die es bekannten und häufig ausgesprochenen Ideen gibt, zu fruchtbarem Nachdenken anregt. Der Verfasser ist ein feiner Kopf; scharfsinnig in dererspaltung der Begriffe, erfinderisch in der Combination auseinanderliegender Vorstellungen. Er hat ferner die politischen Ideen nicht bloß mit dem Verstande aufgefaßt, sondern sich überall eine lebendige Anschauung zu bilden gesucht. Er ist in der Geschichte zu Hause wie in der Philosophie. Wenn wir nun trotz dieser inhaltreichen Gedankenverknüpfungen die letzten Fäden der Ideen aus den Händen verlieren, so liegt der Grund vielleicht zum Theil darin, daß der Geist des Verfassers mehr Feinheit als Energie hat. Sein ganzes Streben ist gegen die Herrschaft der Abstraction gerichtet, und zum Schluß sieht es doch so aus, als wenn er sich wieder in das Reich der Abstraction flüchten wollte. Es ist das eine Erscheinung, die nicht allzu selten vorkommt. Ein gebildeter Geist sträubt sich häufig gegen die Herrschaft der Phrasen und merkt bei der Verallgemeinerung dieses Strebens gar nicht, daß auch das Leugnen der Phrase eine Phrase sein kann.

Wir wollen vorher einige Notizen über die Persönlichkeit des Verfassers geben. Baron Götvös, geboren 1813 in Ofen, hatte schon in der Jugend, nachdem er nur kurze Zeit die juristische Laufbahn versucht, sich der eigentlichen Literatur gewidmet. Seine historischen Romane und seine Lustspiele waren in Ungarn mit ebensoviel Beifall aufgenommen worden, als seine politischen Schriften. Als nun im Jahr 1848 die Capacitäten ohne Unterschied in das politische Leben gezogen wurden, erhielt Götvös das Ministerium des Cultus, aber er wußte sich in die bewegte Zeit nicht zu finden, gab und fand viel gegenseitigen Anstoß und verließ das Land noch vor Auflösung des Ministeriums. Er lebte seitdem als Privatmann in München und gab im Jahr 1851 den ersten Band des vorliegenden Werks heraus, sowie die bekannte auch von uns

bespochene Schrift: „die Gleichberechtigung der Nationalitäten.“ In demselben Jahre kehrte er nach Ungarn zurück.

Man hat in dem vorliegenden Buch eine conservative Gesinnung finden wollen, die mit seiner Vergangenheit nicht ganz übereinstimmen sollte. Indes darf man ihn in keiner Beziehung zu der Partei rechnen, die sich selbst die conservative nennt. Er findet vielmehr in derselben nur einen neuen Ausdruck für die Verirrung des Zeitgeistes im allgemeinen, dessen Gebrechen sie dann am meisten unterliegt, wenn sie ihn am eifrigsten bekämpft. Die Reaction, welche in diesem Buch allerdings herrscht, ist nicht gegen eine bestimmte Partei, sondern gegen den politischen Idealismus im allgemeinen gerichtet. Er hat die Ideen, die ihn selbst eine große Zeit seines Lebens bewegten, die aber schon in der unmittelbaren Erfahrung ihn täuschten, einer scharfsinnigen Dialektik unterworfen und ist zu dem Resultat gekommen, daß sie sich selbst widersprechen und daß, wenn man sie in der Hand der Leidenschaften frei walten läßt, sie zur Auflösung aller Civilisation führen müssen.

Diese Ideen sind Freiheit, Gleichheit und Nationalität. Er findet sie nicht erst in der neuesten Zeit wirksam, sondern als den Grundgedanken der ganzen neuen Geschichte. Er findet aber, daß sie in den Händen der Gebildeten, die sich ihrer bemächtigt, einen ganz andern Sinn angenommen haben, als ursprünglich in ihnen lag. „Ideen wirken nicht bloß auf jene, für welche die Folgerungen, die man daraus ziehen kann, günstig sind, ihr Einfluß ist ein allgemeiner, ja er ist bei jenen, die sich durch dieselben in ihrer Stellung bedroht sehen, fast immer am mächtigsten. Die Begriffe der Freiheit und Gleichheit, die Ueberzeugung, daß Unrecht sei, wenn der Staat gewisse Classen seiner Bürger zum Nachtheil anderer bevorzugt, ist vielleicht weniger allgemein ins Volk gedrungen, als man glaubt. Die große Mehrzahl der Bewohner Frankreichs war sich schwerlich klar bewußt, daß eine Verfassung, welche das Princip der Gleichheit als Hauptgrundsatz anerkennt und die Ausübung der politischen Rechte auf $\frac{1}{100}$ der Bevölkerung beschränkt, den größten Gegensatz in sich selbst enthält, und daß ein Königthum, welches außer dem Willen des souveränen Volks keine Grundlage besitzt und seinen eignen Willen dem derjenigen, die man *fictione juris* für das Volk hält — der Wähler — zu substituiren bemüht ist, sich selbst untergräbt. — Doch wenn die große Mehrheit des Volks hierüber auch im Dunkeln war, die höhern Classen der Gesellschaft waren es sicher nicht. Wie die Begriffe der Gleichheit und Volkssouveränität für eine große Mehrheit derselben längst zu einer theoretischen Ueberzeugung geworden, so waren es eben die Staatsmänner in Frankreich, die die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse einsahen. Es war ihnen bekannt, daß alle jene Mittel, die so viele Verwaltungen seit der Julirevolution angewandt hatten, um die Staatsmaschine in ihrer Richtung zu erhalten, die Grundlagen derselben

erschüttert hatten . . . und als nun im Namen des Volks einige tausende gegen das Bestehende auftraten, zog man sich zurück, nicht weil man un- vermögend war zu widerstehen, sondern weil man es im Gefühl seines Unrechts nicht einmal zu versuchen wagte.“ — Den Grund dieses Nebels, welches die Gegenwart noch ebenso stark bedroht, hofft er nur dann zu entfernen, wenn man die Methode, welche Bacon zur Reform der Philosophie anwendete, auf die Staatswissenschaft ausdehnt. „Finden wir in der gegenwärtigen Lage der Staatswissenschaften nicht alles dasjenige wieder, was Bacon zu seiner Zeit als die Ursache der Stagnation der Wissenschaft überhaupt angenommen hat? Finden wir nicht dieselbe Sucht und Leichtigkeit, allgemeine Grundsätze aufzu- stellen, von denen sich das übrige, ohne die Erfahrung weiter zu berücksichtigen, auf rein theoretischem Wege ableiten läßt? Beweisen wir im Gebiete der Staatswissenschaft nicht denselben Hang, überall nach Analogien zu schließen und jede einzelne Thatsache zum System zu erheben? Geben wir uns nicht dieselbe Mühe, dasjenige, was wir einmal angenommen, weil wirs geglaubt oder angenehm gefunden, immer bestätigt zu finden, und jede Erfahrung, welche dawider spricht, zu verachten oder solange an ihr herumzudeuten, bis sie in unsern Kram paßt, mehr bedacht, wie wir unsre einmal ausgesprochene Ansicht faßlich darstellen können, als daß wir dieselbe zu berichtigen suchten?“

Gewiß ist diese Kritik überlieferter und daher unklar gewordener Ideen eine sehr heilsame. Nur muß man sich davor hüten, daß man nicht in den- selben Fehler verfällt, wie die Idealisten, daß man nicht gleichfalls systematisirt. Und diesem Fehler ist der Verfasser nicht ganz entgangen. Schon die Zusam- menstellung der drei Ideen Freiheit, Gleichheit und Nationalität ist eine in- correcte. Die beiden ersten Ausdrücke hatten ursprünglich nur eine ganz ne- gative Beziehung, sie waren gegen den Druck und die Willkür des Despotis- mus gerichtet, während die letzte gleich von vornherein einen positiven und ideellen Inhalt zeigte. Wenn man dem Druck eines despotischen Regiments gegenüber, das in alle Lebensverhältnisse eingreift, die Sehnsucht nach Frei- heit empfindet und dieselbe soviel es geht zu bethätigen sucht; wenn man einer geschlossenen Aristokratie gegenüber, deren Angehörige das Volk in je- dem Augenblick beschimpfen und beeinträchtigen, das Verlangen der Gleichheit ausspricht; so sind das zunächst ganz aus der Natur der Sache hervorgehende Bedürfnisse, die als solche sich mit historischer Kraft geltendmachen und erst später bei dem Bestreben, alles zu verallgemeinern, zu Ideen verarbeitet werden, wo man sie dann als künstliche Triebkräfte der Politik benutz. Die absurden Konsequenzen dieser Ideen zu ziehen, ist eigentlich ein sehr leichtes Geschäft, denn der abstracte Freiheitsenthusiast, wenn er allen Sinn verliert, wird zuletzt verlangen, daß jedem alles erlaubt sein solle, daß z. B. niemand sich hereinmischen solle, wenn einer den andern erschläge u. s. w.; und der abstracte Gleichheits-

enthusiast würde schließlich für ungerechtfertigt halten, wenn der eine eine längere Nase oder mehr Haare hat als der andere u. s. w. Es ist sehr wohlfeil, hier auf Consequenzen einzugehn, da der bloße Unsinn keine Grenze zuläßt; aber an sich sagen jene Ideen nichts Anderes, als daß man von der Obrigkeit nicht weiter belästigt sein will, als nöthig, und daß in der Gesellschaft keiner Classe erlaubt sein soll, die andere ungestraft zu beeinträchtigen. Ob man das nun angeborne Rechte des Menschen nennt, ist vollkommen gleichgiltig: jedenfalls sind es angeborne Bedürfnisse des Menschen, die sich daher überall werden geltendmachen, wo überhaupt einer Kraftentwicklung Spielraum gegeben ist. Jede Kraft widerspricht der andern und bedingt sie dadurch. Wenn also auch der Trieb der Gleichheit zuweilen mit dem Trieb der Freiheit in Conflict geräth, so ist das gewiß noch keine Widerlegung; denn aus dem Gleichgewicht der Kräfte geht erst ihre wirkliche Gestaltung hervor.

Nun sucht der Verfasser gleich in der Einleitung den Begriff der Volkssouveränität als das Resultat jener beiden Ideen und zugleich als Beleg dafür, daß sie widersprechend und resultatlos sind, anzuführen. Mit jenem Begriff ist allerdings im Jahre 1848 viel Unfug getrieben worden und auch wir haben damals versucht, die Absurdität der daran geknüpften Vorstellungen zu entwickeln. Aber man darf nicht vergessen, daß auch im Begriff der Volkssouveränität ursprünglich nur eine Negation lag. Seit Ludwig XIV. war bei den Doctrinären der Monarchie der Grundsatz, daß der Fürst oder der Souverän unbedingter Herr über seine Unterthanen sei, theoretisch festgestellt worden. Im Begriff der Volkssouveränität lag ursprünglich nichts Anderes als die Leugnung dieses Grundsatzes. Wenn Friedrich der Große behauptete, der Fürst sei ein Beamter des Staats, d. h. seine Herrschaft werde dadurch bedingt, daß er nicht das Staatsinteresse seinem individuellen, sondern sein individuelles dem Staatsinteresse unterordnen müsse, so war im Grunde nichts Anderes damit gesagt. Aber die gewöhnliche Consequenzmacherei ging auch hier bis zu einer völligen Umkehrung der Begriffe. Wenn man das Gesamtinteresse des Volks als den wahren Inhalt des Staats oder der Souveränität darstellte, so wird dieser unzweifelhaft richtige Satz gewiß nicht dadurch widerlegt, daß es sehr schwer ist, das wahre Gesamtinteresse des Volks zu constatiren. Wenn man aber die unsinnigen Vorstellungen Ludwigs XIV. von der Souveränität auf das Volk anwendete, und behauptete, die Launen und Willkür des Volks müssen den Staat regieren, so war das eine handgreifliche Sinnlosigkeit; denn die Laune eines einzelnen kann sich in der That, wenigstens bis zu einer gewissen Grenze hin, realisiren, aber die Laune eines Collectivbegriffs hat selbst darüber keine Macht.

Indeß lag in jenen dunklen Begriffen etwas, das eine wahre und bedeutende Fortentwicklung der Geschichte mit sich führte und das der Verfasser

schärfer hätte hervorheben sollen. Wir wollen zu diesem Zweck etwas weiter ausholen.

Bekanntlich ist die Idee vom Gesellschaftsvertrag, d. h. daß zu einer bestimmten Zeit die verschiedenen Einwohner eines Landes zusammengekommen seien und festgestellt hätten, was unter ihnen Rechtens sein solle, in neuester Zeit sehr in Mißcredit gekommen, und man nimmt ziemlich allgemein an, der Staat entstehe mit dem Menschen. Vielleicht würde man diese Gegensätze einigermassen ausgleichen können, wenn man die verschiedenen Begriffe, die in dem Worte Staat liegen, genauer auseinanderhielte. Wo die Menschen in der Geschichte zuerst auftreten, erscheinen sie bereits als einem organischen Ganzen angehörig und durch die Sittlichkeit desselben substantiell bestimmt. Wenn man also jeden Organismus unter den Menschen einen Staat nennen will, so kann man süglich sagen, wo die Menschen zuerst auftreten, erscheinen sie sofort innerhalb eines Staats. Allein diese substantielle Gebundenheit hört durch den friedlichen oder feindlichen Verkehr der Völker auf, die festen Organisationen gerathen in Auflösung und in den neuen politischen Gestaltungen ist das Moment des Zufälligen überwiegend. So war es namentlich im Mittelalter. Die Beziehungen von Herrschaft und Unterthänigkeit, von Rechtsschutz und Rechtsgenossenschaft durchkreuzten sich so bunt und labyrinthisch, daß man wol von jedem einzelnen sagen konnte, er gehöre irgendeinem Staate an, daß es aber schwer zu bestimmen gewesen sein würde, welchem bestimmten Staate er eigentlich gehöre. Nun trat aber der dem Menschen angeborne Trieb hervor, einem selbstständigen individuellen und souveränen Organismus anzugehören und führte zu der Gründung der modernen absoluten Staaten. Natürlich regte sich der Trieb zunächst bei denen, die herrschen wollten, aber sehr bald pflanzte er sich auch auf die Unterthanen fort, und so ist z. B. das französische National- oder Staatsgefühl schon sehr früh entwickelt worden.

Wo es aber den Fürsten nicht gelang, das neue absolute Staatsleben zu gründen, erwachte in neuerer Zeit dieser Trieb im Volke mit um so größerer Gewalt, als ihm Hindernisse entgegenstanden. Bei den Italienern besteht er bereits seit dem sechzehnten Jahrhundert, bei den Deutschen seit dem achtzehnten. Aus diesem Triebe, einem für sich bestehenden, freien und substantiell zusammengehörigen Staatsorganismus anzugehören, einem Trieb, der auch den Auswanderer im Urwald nicht verläßt, sind die Principien der Volkssouveränität und der Nationalität herzuleiten.

Wo der Staat wirklich ein selbstständiges Ganze bildet, z. B. in Frankreich, ist der Gegensatz zwischen Volkssouveränität und Legitimität nicht mehr so groß. Man vergleiche die Manifeste des Grafen von Chambord, des gegenwärtigen Kaisers und der früheren republikanischen Regierung: sie kommen alle darin überein, die Integrität des französischen Staats oder der franzö-

fischen Nation anzuerkennen und den Souverän als den Repräsentanten derselben aufzufassen. Der Streit wird also nur darum geführt, in welcher Form die Souveränität auszuüben sei. Ganz anders ist es in Deutschland, wo der absolute Staat nicht gegründet worden ist, wo also die beiden Principien sich auch ihrem Inhalt nach feindselig gegenüberstehen. Der Wunsch, einem staatsrechtlichen und mächtigen Ganzen anzugehören, welches ein gemeinschaftliches, durch die Natur bedingtes Leben habe, regt sich sowohl bei den Fürsten wie bei den Völkern; allein die ersteren hatten demselben keinen andern Ausdruck zu geben gewußt als den vormärzlichen Bundestag, in welchem das Volk nichts weiter sah als eine polizeiliche Anstalt. Und als das Volk zusammentrat, mußte es auch zu dem sonderbaren Resultat gelangen, daß es sich bankerott erklärte. Die letzte Entscheidung des Parlaments kam darauf heraus, daß man eine staatliche Organisation auf nationaler Basis zwar für nothwendig halte, daß man aber vorläufig nicht wisse, wie man dieselbe einrichten solle. Da es nun die Fürsten auch nicht wußten, so blieb es vorläufig beim alten Compromiß, ohne daß damit ausgesprochen wäre, jene Ideen seien durch ihre vorläufige Unfertigkeit widerlegt. Sie wirken vielmehr mit unwiderstehlicher Kraft fort, und statt sie dialektisch aufzulösen, sollte man vielmehr sorgfältig das Positive in ihnen hervorsuchen, und nachweisen, wie weit sie historische, wie weit bloß ideelle Bedeutung haben.

Und hier dürfen wir uns nicht verhehlen, daß der geistvolle Verfasser jener Stimmung, die aus der augenblicklichen Enttäuschung wohl zu erklären ist, zu weit nachgegeben hat. Er glaubt nämlich in dem staatenbildenden Princip der neueren Zeit, das sich dunkel und unklar, aber doch vernehmlich genug in der Idee der Volkssouveränität verkündete, ein culturfeindliches Moment zu erkennen, und findet die Rettung der Cultur in dem directen Gegensatz desselben, in der Bekämpfung des staatlichen Absolutismus. Da wir in Beziehung darauf die entgegengesetzte Ansicht festhalten, so müssen wir die Verschiedenheit des Standpunkts kurz zu motiviren suchen.

Der Verfasser geht von der Ansicht aus, daß die Verirrungen unsrer Zeit zum großen Theil aus der falschen Richtung herrühren, die man der productiven Thätigkeit der Menschheit gegeben hat. Man richtet seine Wünsche wie seine Arbeiten auf das Staatsleben, und erreicht damit nichts Anderes, als daß man den natürlichen Bedürfnissen eine große Summe von Kräften entzieht und sie an eitle Aufgaben verschwendet, oder gar die bestehenden Verhältnisse verwirrt und sie in einer beständigen Unruhe erhält, die keine gedeihliche fort-dauernde Thätigkeit zuläßt. Aus diesem zwecklosen Hin- und Hertreiben wird man sich nur dann befreien, wenn man dem sogenannten Staat eine Function nach der andern entzieht und ihm zuletzt nur das übrigläßt, was seine eigentliche Aufgabe ist: die Beaufsichtigung und Sicherung des Bestehenden.

Der Staat soll an und für sich nicht schaffen, er soll nur für das Geschaffene Garantie leisten, darum sind die Radicales wie die Conservativen im gleichen Irrthum, wenn die einen in dem neuzugestaltenden Staat die Quelle aller bürgerlichen Glückseligkeit suchen, und wenn die andern von dem bestehenden Staat die Abhilfe gegen alle revolutionären Umtriebe erwarten.

Wir wissen wol, daß diese Ansicht eine weit verbreitete ist und daß sie in den öffentlichen Zuständen eine lebhafte Unterstützung findet; allein die Existenz jener das Volk aufregenden Ideen ist an sich schon ein hinlänglicher Beleg dafür, daß man sie nicht ohne weiteres negiren darf, daß es vielmehr vor allem darauf ankommt, ihnen die zweckmäßige Fassung zu geben. Ganz im Gegensatz zum Verfasser sind wir der Ueberzeugung, daß jene Ideen eben der größte Gewinn für die gedeihliche Fortentwicklung der Menschheit, die größte Garantie für die Fortdauer der Civilisation sind. Als im vorigen Jahrhundert die Idee des Weltbürgertums sich verbreitete, die consequent ausgeführt dahin führen mußte, alle politischen Organisationen in Atome zu zersplittern, war die Civilisation in einer weit größeren Gefahr, als jetzt. Die politischen Ideen, welche gegenwärtig die Masse bewegen, (wohl zu unterscheiden von den socialistischen), sind nur noch dem Anschein nach revolutionär und destructiv; sie sind vielmehr conservativ und organisch, denn sie gehen darauf aus, den Menschen aus seiner selbstsüchtigen Vereinzlung zu entreißen und ihm an einem lebendigen Organismus einen festen Halt zu geben. Dieses Bestreben, als integrirendes Glied einer sittlichen Gemeinschaft der Geschichte anzugehören, wird zuweilen durch romantische Vorstellungen oder durch einseitige Abstractionen verwirrt. So ist z. B. das Band der Nationalität, d. h. der Sprachgemeinschaft, als ein so wichtiges Moment für die individuelle Lebendigkeit eines Staates es auch betrachtet werden muß, doch an sich noch nicht genügend, um die Grundlage eines wirklichen Staats zu bilden. In ihrem äußersten Extrem ist diese Idee auch nicht bei dem verwirrtesten Kopfe zu finden. Es hat z. B. keinen noch so radicalen Patriot gegeben, der die sämtlichen in der Welt verstreuten Deutschen zu einem Staat hätte vereinigen wollen. Die physische Grundlage des Bodens, welche die Fähigkeit gibt, unabhängig und unbeirrt von andern Einflüssen für sich zu existiren, ist eine ebenso wichtige Rücksicht, ferner die Existenz einer bereits entwickelten Staatskraft, die sich Schritt für Schritt, wenn auch nicht ohne Gewaltthatigkeit zu einem nationalen Staate entwickeln kann. In Deutschland hat die Existenz zweier solcher Staatskräfte, die einander die Wage halten, sowie die romantische Vorstellung eines allgemeinen deutschen Reichs, welches doch eigentlich nie bestanden hat, bisher der nationalen Entwicklung unübersteigliche Hindernisse bereitet. Allein diese Hindernisse sind keineswegs der Art, daß sie der Macht der Idee auf die Dauer Widerstand leisten könnten. Und je einstimmiger und entschiedener wir

im Dienste dieser Idee arbeiten, desto schneller wird sie zu überwinden sein. Wir wissen es wohl, daß Deutschland auf dem Gebiet der geistigen Bildung und der materiellen Fortentwicklung die wichtigsten Fortschritte machen kann, ohne daß die Politik dabei ins Spiel käme; wir wissen wohl, daß diese Fortschritte durch eine starke politische Aufregung sogar auf längere Zeit beeinträchtigt werden können, und doch müssen wir behaupten, daß, solange sich diese Ideen nicht zur Geltung gebracht haben, der Deutsche des höchsten Guts entbehrt, das den Menschen zu Theil werden kann. Jene Idee von dem Aufgehen aller Kräfte in das Leben des Staats, welche der Verfasser ganz mit Recht als die Triebfeder der modernen Entwicklung, aber als eine verderbliche, bezeichnet, der man entgegenarbeiten müsse, vertreten wir mit Bewußtsein und Ueberzeugung als die unsrige. Die Idee, sich ein Vaterland zu erobern und als berechtigtes Glied eines sittlichen Gemeinwesens eine höhere Stufe des Erdenlebens zu ersteigen, ist die edelste und fruchtbarste der neuern Zeit, und alle andere Ideen müssen hinter ihr zurückstehen.

Indem wir nun aus den gründlichen und geistvollen Arbeiten des Verfassers zu einem Resultat gelangen, das dem seinigen entgegengesetzt ist, glauben wir keineswegs sein Verdienst geschmälert zu haben. Oft macht grade eine eindringende und consequente Entwicklung, die aber von einer einseitigen Prämisse ausgeht, am lebhaftesten das Gefühl der Wahrheit in uns rege, weil sie neben der dialektischen Vermittlung auch die lebendige Anschauung in uns hervorruft. So wird z. B. die glänzendste Apologetik des katholischen Princips bei einer gesunden Natur vielleicht am lebhaftesten das Gefühl hervorrufen, daß es ein Glück ist, ein Protestant zu sein. —

Beiträge zur Kritik der Staatswirthschaft. Von Oskar Reichenbach in London. Erste Reihe. Oldenburg, Stalling. —

Die Schrift hat zwar ungefähr den nämlichen Gegenstand als die vorhergehende, aber die Behandlung ist eine wesentlich verschiedene. Es ist hier nicht die ruhige Ueberlegung des Verstandes, die uns beschäftigt, die, auch wo sie irre geht, doch immer fruchtbare Gedankenverbindungen in uns anregen kann, sondern die Phantastie. Der Verfasser hat eine sehr lebhafte Gabe der Combination, und einzelne seiner Bilder und Vergleichen sehen glänzend genug aus. Aber von einer natürlichen Reihenfolge und Entwicklung der Gedanken ist keine Rede. Das Büchlein wird viele Leser unterhalten, aber ob es irgend jemand wirklich belehren wird, ist uns mehr als zweifelhaft. —

Aus dem heutigen Paris. Von Emma Niendorf. Stuttgart, Carl Macken.

Wir führen dieses liebenswürdige Reisetagebuch aus einem bestimmten Grunde in der Reihe der historischen Schriften mit an. Das gegenwärtige

Regiment in Frankreich, welches die Verfasserin in mannigfacher Beziehung ein eisernes nennt, scheint die Absicht zu haben, die historische Physiognomie der guten Stadt Paris, die ihr bisher in den Augen der meisten Reisenden einen so eigenthümlichen Reiz gab, vollständig zu verwischen, und bei der strengen Consequenz, die es in allen seinen Handlungen entwickelt, ist nicht daran zu zweifeln, daß ihm diese Absicht gelingen wird. Es ist daher sehr interessant, den Uebergangsmoment, wenn auch nur in einer flüchtigen Darstellung, fixirt zu sehen. Paris wird eine moderne, vielleicht eine schöne Stadt werden, aber es wird nicht mehr das alte Paris sein, wenn die langen, breiten und geradlinigen Straßen das bisherige Labyrinth der engen Gassen und Plätze werden durchbrochen haben. Auch diese locale Umgestaltung ist ein Bild der neuen Herrschaft. Das neue Kaiserthum ist wie das alte ganz modern, militärisch und mathematisch; die Zweckmäßigkeit geht ihm über alles romantische und historische Interesse. Wer wollte es ihm verargen? Es ist ein Proceß, der nothwendig einmal durchgeführt werden muß, und je schneller und energischer man ihn zu Ende bringt, destoweniger wird man die unangenehmen Uebergangsmomente verspüren.

Wir haben diese eine Seite des Buches hervorgehoben, weil sie charakteristisch ist, weil sie es am deutlichsten von den vorhergehenden Reiseberichten unterscheidet. Im übrigen finden wir alle Gegenstände wieder, die sonst der ausschauungslustige Tourist zu behandeln pflegt; Bilder, Statuen, Volksleben, Festlichkeiten, Theater, Salon u. s. w. in der gemüthlichen, poetischen Weise, die man an der Verfasserin gewohnt ist und auch nicht ohne die Ueberladungen des Stils, in die sie sonst zuweilen verfällt. Vielleicht wird unser Pariser Correspondent, der sie aus eigner Anschauung controliren kann, berichtend oder anerkennend, das eine oder andere hinzuzufügen haben. —

Pariser Brief.

Wenn wir gewisse preußische Zeitungen anhören, kreist der diplomatische Berg wieder, und haben die Elihu Burrits der Talleyrandschen Schule neue Hoffnungen. Flüstert man uns doch geheimnißvoll in die Ohren, daß der König Leopold sich bloß darum nach Calais sehne, weil er eine selbst vor seinem verantwortlichen Rathe geheimgehaltene Mission habe. Die französischen und englischen Journale mögen noch so kriegerische Leitartikel in die Welt schicken, gewisse Diplomaten in der Rue de Lille lächeln ironisch und sehen den Frieden schon vor der Thüre.

In Spanien hat die Entfernung der Königin Christine der dortigen Regierung auch fröhlichere Ausichten eröffnet. Es ist eine ausgemachte That-